



Jakob Mertesacker | Frankfurt

Dipl. theol., M. Sc., wiss. Mitarbeiter am Institut
für Pastoralpsychologie und Spiritualität der Phil.-
Theol. Hochschule Sankt Georgen

mertesacker@st-georgen.de

Dritte im Bunde

Maria in ihrer Funktion für den Glauben

Mariologie und Hagiologie sind nicht nur fromm, sondern haben eine Funktion für glaubendes Verstehen und Begreifen. Maria, Heilige und Glaubenszeugen geben dem Glauben eine Gestalt. Im Folgenden konzentriere ich mich zunächst auf die Gestalt Marias und skizziere eine Idee davon, wie man die Mütterlichkeit Marias heute verstehen könnte. Ich grenze mich von Ansätzen ab, die in Maria eine notwendige „Ergänzung“ des männlichen Prinzips Gottes durch ein weibliches Prinzip sehen und werde auf diesen Aspekt nicht weiter eingehen.¹

Für Karl Rahner ist das Erwähntwerden in der Bibel sowie im Glaubensbe-kenntnis allein nicht ausreichend, damit Maria und Heilige eine Rolle für meinen Glauben spielen. Es müsste sich um Figuren handeln, die nicht nur für die private Biografie Jesu notwendig sind², sondern eine bleibende Bedeutung in einer Theologie vom Menschen haben. Für Rahner ist dies dadurch möglich, dass Gott selbst uns in seine Existenz hineingenommen hat. Gott ist nicht ein abstrakter Gott der Philosophen, er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und spricht sich in Jesus Christus in unsere Wirklichkeit hinein aus. Von Gott aus, so Rahner, „scheint mitten in dem Kreis des Glaubens und der Theologie von Gott das Antlitz eines Menschen auf“³.

1 Zum Beispiel: E. Drewermann, *Die Frage nach Maria im religionswissenschaftlichen Horizont: Die scheinbare „Grundlosigkeit“ der Mariologie*, in: ZMR 66 (1982), 96–117.

2 Vgl. K. Rahner, *Maria. Mutter des Herrn: Theologische Betrachtungen* (1956), in: ders., *Sämtliche Werke*. Bd. 9. Freiburg i. Br. 2004, 523.

3 Ebd.

Neben dieser theologischen Begründung werde ich mithilfe einer spezifischen psychoanalytischen Theorie zeigen, dass wir auch in Erkenntnisprozessen auf Menschen angewiesen sind. Dabei gehe ich eher analog und assoziativ vor, also mehr psychoanalytisch, als philosophisch-analytisch.

Die Rolle der Mutter im Erkenntnisprozess

Nicht nur Gotteserkenntnis, sondern Erkenntnis allgemein bedarf stets eines Dritten. Der Mensch ist nicht in der Lage, neuartige Erfahrungen aus sich heraus zu begreifen und zu strukturieren. So sind wir stets darauf angewiesen, dass uns Worte und Strukturen gegeben werden, die unsere Erfahrung zu einer denkbaren machen – vom Ding-an-sich zum Ding-für-uns. Der englische Psychoanalytiker Wilfred Bion (1897–1979) thematisiert dies in seiner metapsychologischen Theorie zur Entstehung des Denkens, die er sowohl theoretisch für den Säugling, als auch aus der analytischen Erfahrung mit seinen Patient(inn)en herleitet. Hat ein Säugling Hunger, Schmerzen oder ist ihm kalt, so kann er dies zunächst noch nicht einordnen. Er ist nur einer unerträglichen Bedürfnissspannung von quälenden, unbestimmten Sinneseindrücken ausgeliefert. Bion bezeichnet diese als „Beta-Elemente“⁴. Als solche sind sie – ganz im Kantischen Sinne – Ding-an-sich und nicht für das Denken verfügbar: Sie sind „unverdaubare Fakten“⁵. Sie können nur ausgeschieden oder ausagiert werden und sind höchst bedrohlich: Der Säugling schreit „um sein Leben“. Erst in der adäquaten Beantwortung dieser Bedürfnissspannung durch eine enge Bezugsperson – in der Regel, aber nicht ausschließlich, die Mutter – kann diese Spannung differenziert werden. Den Vorgang der Differenzierung und Beantwortung bezeichnet Bion als „Alpha-Funktion“. Diese wandelt die rohen Eindrücke in Alpha-Elemente um. Alpha-Elemente sind „von der Alpha-Funktion verdaut und so für das Denken verfügbar gemacht“⁶. Indem die Mutter aus ihrer Erfahrung im Umgang mit dem Kind und ihrer Fähigkeit zur Einfühlung⁷ dem Schreien des Kindes z.B. mit Füttern begegnet, gibt sie dieser unklaren Bedürfnissspannung die Bedeutung von Hunger, macht sie denkbar und psychisch verdaubar. Sie stellt dem Kind eine „Matrix“ zur Verfügung, in der die unbestimmte Sinneserfahrung einen Platz zum Beispiel als „Hunger“ findet – wobei freilich das Wort „Hunger“ noch nicht bekannt sein muss.

Gleichermaßen gilt für Therapeut(inn)en, die Patient(inn)en für ihren Erregungszustand z.B. den Namen „Angst“ anbieten und damit einen ersten Schritt in Richtung Bewältigung vollziehen. Es gilt nicht mehr: Ich bin ein Gefühl, sondern

4 W. Bion, *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt/M. 2013, 52.

5 Ebd.

6 Ebd., 53.

7 Bion bezeichnet diese Fähigkeit als *rêverie* (ebd., 83).

ich habe ein Gefühl. Nach und nach können Kinder oder Patient(inn)en diese Alpha-Funktion verinnerlichen und somit Wissen, Erfahrung und Bewältigungs-kompetenz in ihrem Leben aufbauen. Zunächst ist das Kind auf einen Behälter (*container*) angewiesen, der diese Funktion erfüllt. Die Mutter nimmt die unbestimmten Eindrücke auf und gibt sie benannt zurück. Erika Krejci schreibt in ihrem Vorwort zu Bions Buch *Lernen durch Erfahrung*: „Das Bezeichnen, das Namen-Geben, ist in der Genesis ein Teil des Schöpfungsgeschehens, das Gott den Menschen anvertraut hat.“⁸ Im Benennen und Bezeichnen unserer Empfindungen entsteht eine Welt für uns.

Spezifisch für religiöse Erfahrungen wird dies durch den Soziologen Charles Taylor entfaltet. Er stellt für religiöse Erfahrung fest: „(...) die devotionale, praktische und (falls vorhanden) sakramentale Lebensform benötigt irgendein Minimum an Artikulation, worum es in ihr überhaupt geht: Einige aussageförmige Formulierungen – über Gott, die Schöpfung, Christus und dergleichen – sind unumgänglich. Genauso wie das religiöse Leben nicht von seinem kollektiven Ausdruck getrennt werden kann, so kann es nicht von einem Minimum an ausdrücklicher Formulierung abgeschnitten werden. Der Glaube, die Hoffnung richten sich auf irgendetwas.“⁹ Die Benennung einer religiösen Erfahrung ist notwendig, damit sie als religiöse Erfahrung erfahren wird. Die Benennung gibt einer unbestimmten Empfindung eine Richtung und macht sie, wie Bion sagen würde, vom Ding-an-sich zum Ding-für-uns. Sie wird denk- und ausdrückbar.

Grob verallgemeinert könnte man sagen: Eine zweistellige Relation, in der ich einem Etwas – einer Person, einem Sinneseindruck, einer Emotion – gegenüberstehe, dies aber nicht benennen, unterscheiden und abgrenzen kann, liefert mich diesem Etwas absolut aus und ist potenziell bedrohlich. Ein Nichtbenennen können einer Emotion macht es unmöglich, sich von dieser Emotion zu dis-tanzieren. Ich bin voll und ganz davon ergriffen und damit auch bedroht. Das Benennen und Begrenzen muss langsam erlernt werden und ist dem Menschen nicht von Anfang an mitgegeben. Zudem wird es immer wieder herausgefordert. Einer Beziehung einen Namen zu geben und sie als Feindschaft, Freundschaft oder Liebe zu benennen und damit verbundene Konzepte zur Verfügung zu haben, bringt Erleichterung mit sich.

Maria als „matrix“ der Gotteserkenntnis

Im Folgenden nehme ich Maria besonders in den Blick. Ich gehe davon aus, dass die Evangelisten in Maria, die sie wahrscheinlich aus mündlichen Erzählungen kannten, eine Person gefunden haben, die die Gotteserfahrung der Evangelisten

8 E. Krejci, Vorwort, in: W. Bion, *Lernen durch Erfahrung*, 15 [s. Anm. 4].

9 C. Taylor, *Die Formen des Religiösen in der Gegenwart*. Frankfurt/M. ⁴2013, 29.

zu strukturieren vermochte. An drei biblischen Szenen lässt sich exemplarisch aufzeigen, wie die literarische Figur der Maria in der Heiligen Schrift als eine Person konturiert wird, die prototypisch Erfahrung mit der bedrohlichen Absolutheit Gottes strukturiert und benennt. In dieser Funktion möchte ich sie als bleibende „Matrix“ bezeichnen, die auch heute Glaubenserfahrungen zu strukturieren und auszudrücken vermag.

„Mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38)

„Im freien – ihr von Gottes Gnade geschenkten – Jawort ihres Glaubens hat sie für uns den Sohn Gottes empfangen und ihm aus ihrem Schoß jenes irdische Dasein geschenkt, durch das er Glied des neuen Menschengeschlechtes und so sein Erlöser sein konnte (Mt 1,18–23; Lk 1,26–38).“¹⁰ Mit diesem Satz fasst K. Rahner die Bedeutsamkeit Marias für das Heilsgeschehen und die Bedeutung der „nicht bloß leiblichen“¹¹ Jungfräulichkeit zusammen. Indem die heutige Theologie die durch die Gnade geschenkte Freiheit als Ermöglichungsgrund des „Ja“ Marias bestimmt, definiert sie das Verhältnis von Mensch und Gott als eben ein von Freiheit geprägtes. Das dyadische, absolute Verhältnis von Mensch und Gott wird von einem Moment der Freiheit aufgebrochen zu einem Verhältnis in Freiheit, an dem autonome Individuen beteiligt sind.

„Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut“ (Lk 1,46–56)

Das Magnificat konturiert Maria in mehrfacher Hinsicht als Israelitin: An ihr nimmt sich der Herr seines Knechtes Israel an und tut Großes an ihr. Auch formal lassen sich Parallelen zu Hannahs Gesang (1 Sam 2) aufweisen. Die Glaubenserfahrung der frühen Christ(inn)en wird an der Figur Marias als israelitisch benannt. Für den Evangelisten ist klar: Es ist der Gott Israels, der Maria die Erfahrung des Glaubens schenkt – und damit ein Bekenntnis des Schreibers, dass er seine religiöse Erfahrung in diesem Rahmen deutet. D. Böhler folgert daraus: „Christ sein heißt, sich dem messianischen heiligen Rest der Kinder Abrahams anzuschließen. Christ sein heißt, sich Maria, der Tochter Zion, anzuschließen.“¹²

„Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5)

Das Vertrauen Marias auf die Güte Gottes, das in ihrem Jawort zum Ausdruck kommt, wird von Johannes auf Christus hin ausgeweitet. Nach der harschen Abfuhr, die Jesus seiner Mutter auf der Hochzeitsfeier zu Kana scheinbar erteilt, fordert sie die Diener auf, zu tun, was er sagt. Maria „strukturiert“ das Verhältnis der Diener zu Jesus. Trotz der Abfuhr, die sie bekommt, fordert sie die Diener

10 K. Rahner, *Maria*, 518 [s. Anm. 2].

11 Ebd.

12 D. Böhler, *Maria – Tochter Zion: Die Bedeutung der Mutter Jesu nach der Heiligen Schrift*, in: GuL 78 (2005), 411.

und damit die Leser(innen) zum Gehorsam auf. Damit bringt Maria ihr eigenes Vertrauen ins Spiel und fordert auf, es ihr gleich zu tun.

Schöpferische Vorbilder des Glaubens

An dieser Stelle bietet sich noch einmal der Rückblick auf Karl Rahner an: Die Mutterschaft Marias wäre nach Rahner eine mich nicht betreffende historische Tatsache – ein Faktum der Biografie des historischen Jesus –, wenn darin nicht eine allgemeine anthropologische Struktur zur Sprache käme. Rahner sieht dies vor allem darin: Der Glaube hat notwendig eine inkarnatorische Struktur, nicht nur Gott wird geglaubt, sondern auch die zur Annahme bereite und durch die Annahme des Wortes gerettete Kreatur.¹³ Indem der Mensch sich als bereit für die Aufnahme des Wortes bekennt, setzt er sich in ein Verhältnis zu Gott. Von diesem Gott glaubt er, dass er den Menschen dazu geschaffen hat, wesenhaft bereit für diese Aufnahme zu sein. In der biblischen Maria ist dies – so müsste man sagen – nicht nur symbolisch, sondern prototypisch verwirklicht. Die Person ist zentral von der Auferstehung Christi zu verstehen: In der Erfahrung der Auferstehung erweist sich Jesus für die Jünger und Evangelisten als der Christus, dessen Selbstbeschreibung als sich bewahrheitet habend und dessen inkarnatorische Existenz als mit dem „Ja“ Marias beginnend dargestellt wird.

Maria verwirklicht dieses Vertrauen von Anfang an und zeichnet unter hohem persönlichen Risiko ein Bild von Gott als vertrauenswürdig. Gleichzeitig schafft sie Vertrauen – beispielhaft in den Jüngern bei Joh 2. Exemplarisch und prototypisch habe ich dies für Maria gezeigt, jedoch ist dieses Prinzip nicht auf sie beschränkt, sondern gilt für alle Glaubenszeug(inn)en des Alten und Neuen Bundes, der Theologiegeschichte und der Gegenwart.

Personen, die vom Gewirktsein durch Gott überzeugt sind, halten prototypisch Verhältnisbestimmungen des Glaubens in Form von Erzählungen, Überzeugungen und Benennungen bereit. Sie sind „schöpferische Vorbilder der je gerade fälligen Heiligkeit, die einer bestimmten Periode aufgegeben ist“¹⁴. Sie und auch die Kirche als Ganze bilden die Matrix für mein glaubendes Verstehen. In dieser Funktion sind sie Gegenstand meines Glaubens und meiner Frömmigkeit: Sie verweisen über sich hinaus auf die unendliche Liebe, die sie selbst als empfangene Liebe wahrgenommen haben.¹⁵ Für sie ist der Glaube die

13 K. Rahner / H. Vorgrimler, Art. *Mariologie*, in: Kleines Theologisches Wörterbuch. Freiburg i. Br. 1978, 270.

14 K. Rahner, *Vom Geheimnis der Heiligkeit, der Heiligen und ihrer Verehrung* (1966), in: ders., *Sämtliche Werke*. Bd. 23. Freiburg i. Br. 2006, 73.

15 Der Verweis über sich hinaus auf Gott selbst stellt für die Glaubenskongregation ein zentrales Echtheitskriterium für die Erscheinungen in Fatima dar. Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, *Die Botschaft von Fatima*. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 147. Hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2000.

Deutung für die Intuition, dass unendliche Liebe das Können und Vermögen des Geschaffenen übersteigt. Im Sinne einer solchen Matrix, eines Containers, einer *vas spirituale*¹⁶ ist es meines Erachtens möglich, die Figur Marias und die Kirche als „mütterlich“ für Gläubige aller Zeiten verstehen zu können.

16 Anrufung der Lauretanischen Litanei, vgl. *Gotteslob* 566,5.